

Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 53 (1995)

Artikel: Beseelte Bäume und tanzende Hexen : Aufsätze zu Josef Zihlmanns "Heilige Bäume und Orte"
Autor: Lussi, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-718366>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beseelte Bäume und tanzende Hexen

Aufsätze zu Josef Zihlmanns «Heilige Bäume und Orte»

Kurt Lussi

Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?
(Schiller: Der Tanz)

Vorbemerkungen

Über den Glauben an eine beseelte Pflanzenwelt bei den verschiedenen Völkern und Religionen ist im Laufe der Zeit sehr viel geschrieben worden, Schwärmerisches und Fundiertes. Aus der Sicht des wissenschaftlich arbeitenden Volkskundlers hat sich Josef Zihlmann der Thematik angenommen und seine Erkenntnisse 1985 in «Heilige Bäume und Orte» einem breiten Publikum zugänglich gemacht. Was ihn beschäftigte, war der Heilige Baum der christlichen Neuzeit und dessen aktuelle Rolle im Volksglauben. Uns interessieren in den nachfolgenden Beiträgen die vorchristlichen Elemente des Baumkultes und die Vorstellungen von einer beseelten Natur.

Die Fahrt zu den Heiligen Bäumen verstand man zuerst als Opfergang, der die Besänftigung der an diesen Orten wirkenden Mächte bezweckte. Erst später wurde der Kult christlich umgedeutet und umgestaltet: Aus dem Opfergang wurde die Wallfahrt; aus den archaischen Naturkräften göttliches Wirken. Wir müssen uns bewusst werden, dass diese Umgestaltung bereits vor Jahrhunderten weitgehend abgeschlossen war. Nach der Gründungslegende der Kapelle Gormund hörte ein Bauer aus einem Tannenwipfel himmlische Musik. Aus Ehrfurcht brachte er an diesem Baum ein Marienbild an, das sogleich in helles Licht gehüllt wurde. Ähnliches wie in Gormund geschah auch am Felsen von Werthenstein, der die Emme am Tor zum Entlebuch majestätisch überragt. Ein holländischer Goldsucher befestigte an einer Tanne, in deren Geäst er eine geheimnisvolle Erscheinung wahrnahm, ein Marienbild. Bereits 1518 gab die wunderbare Heilung eines Kindes den Anstoss zum Bau der ersten Wallfahrtskapelle.



Baum und Bildstöcklein bei Ruswil. Symbol der Versöhnung von archaischer und christlicher Religion.

Im 18. und 19. Jahrhundert wurde ein Grossteil der Heiligen Bäume auf Geheiss der Regierung und gegen den Willen des Volkes weggeräumt. Nicht das Fällen eines von Feen und Ahnengeistern bewohnten Baumes erzürnte das Volk, sondern die Entheiligung einer Kultstätte, die man sich als eine christliche dachte. Den Geist der Aufklärung überdauert hat der Glaube, dass sich an diesen bevorzugten Stätten Gnade offenbart. Anstelle des Heiligen Baumes entstanden oft Bildstöcklein oder Kreuze: Die Weihe des Wallfahrtsortes geschah nicht durch das Heiligtum, sondern die besondere Bedeutung des Platzes hat es erst entstehen lassen.

Der Glaube an eine beseelte Pflanzenwelt reicht zurück in die Zeit, da die Natur als Aufenthaltsort von Göttern, Dämonen und See-

len der Abgeschiedenen galt. Das häufigste und verkannteste dieser Wesen ist die Hexe, die uns, von unausrottbaren Vorurteilen geprägt, in Märchen und Sagen ausschliesslich als böse Zauberin begegnet. Die Vorstellungen sind verknüpft mit den über die Jahrhunderte entstandenen Bildern von hässlichen alten Weibern, die dem Teufel huldigen und obszöne Riten praktizieren. Die Benützung einer geheimnisvollen Salbe ermöglicht den Flug durch die Luft. Auf Ofengabeln oder dem Rücken eines Ziegenbocks reitend, fahren die Hexen in mond hellen Nächten zum Sabbat. Dort verbringen sie tanzend, schmausend und mit dem Teufel buhlend, die Zeit. Als Speisen werden die erlesensten Dinge gereicht, die sich für Nichteingeweihte in Kot verwandeln. Immer aber fehlen Brot und Salz. Haben die Hexen bei ihren nächtlichen Zusammenkünften zuviel getrunken, spucken sie beim Heimflug eine zitronengelbe schleimige Masse, die Hexenbutter, aus.

Bis heute begreifen wir die Hexe als ein bösartiges und hinterlistiges weibliches Wesen, das es darauf abgesehen hat, Unheil zu stiften und Zwietracht zu säen. Gedankenlos benutzen wir in der Umgangssprache Schimpfwörter, die unterschwellig auf das scheinbar Hexenhafte und Dämonische der Frauen anspielen. Ein bekanntes Hexentier und gleichzeitig eine abschätzige Bezeichnung für eine hochnäsige Frau ist *Schnepfe*. Zauberinnen verwandeln sich in Schnepfen; das Geschrei der Vögel deutete man als das Gekreisch fliegender Hexen. Auch die Hühner sind dämonische Tiere, und jene, die mit den Flügeln schlagen, gelten als besonders gefährlich. Man nennt sie *Wetterhexen* und muss sie abtun, damit über Haus und Hof kein Unglück hereinbricht. Mit *Hoogge* bezeichnet man unter vorgehaltener Hand ein hässliches Mädchen. Das Wort hat nichts mit einem Haken zu tun, sondern bezieht sich auf die *Häggele*, die ein mit dem Schrätteli oder der Sträggele verwandtes weibliches Nachtgespenst des Luzerner Hinterlandes ist. Der Häggele ist die *Haggennasen-Nacht* (30./31. Dezember) geweiht. Mit einem *Rossgrend*, einem hölzernen und von innen beleuchteten Pferdekopf mit beweglichem Unterkiefer, zogen die Burschen nach Einbruch der Dämmerung von Haus zu Haus, und vertrieben das Nachtgespenst mit Glocken- und Peitschenlärm.

Bei den Germanen bekleidete die Frau, in deren Wesen der Römer Tacitus etwas Heiliges und Weissagendes sah, das angesehene Amt einer heilkundigen Priesterin. Ihr oblag die Behandlung der Kranken

durch Befragen und Beschwichtigen der erzürnten Mächte. Die besondere Stellung der Frau und ihre Beziehung zu den Göttern erforderte das Singen und Tanzen bei religiösen Festen, das Sieden des rituell genossenen Bieres und das Zubereiten der Opfertiere. Aus diesen magischen Tätigkeiten entwickelte sich das Bild der zaubernden Hexe und aus der Verbindung der Priesterin mit den Göttern die Vorstellung vom Bündnis mit dem Teufel.

Hexenbesen

Ursprünglich sah man in den Hexen zauberhafte Feen und geheimnisvolle Elfen, die in Hecken und auf Baumwipfeln lebten. Später wandelte sich das Bild und die Hexe wurde zum kindermordenden, nachts herumschwebenden weiblichen Wesen, das sich zu gewissen Zeiten mit seinesgleichen an verschwiegenen Orten traf, um dem Satan, dem Herrn der Hexen, zu huldigen.

Das Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache führt das Wort Hexe auf das althochdeutsche *hagzissa*, hag[a]zus[sa], zurück, sieht darin das Wort *Hag* für Zaun, Hecke, oder Gehege und bringt den zweiten Wortteil mit dem norwegischen *tysja*, Elfe, in Verbindung. Demnach wäre die Hexe ein sich auf Zäunen oder Hecken aufhaltendes elfisches Wesen, wie auch das altisländische Wort für Hexe, *tunrida* (davon abgeleitet *Striga* und *Sträggele*), wörtlich mit Zaunreiterin übersetzt wird. Im ausgehenden Mittelalter ging das Wort Hexe als Bezeichnung für einen (bösen) weiblichen Dämon auf Frauen über, die scheinbar mit dem Teufel im Bunde standen und über magisch-schädigende Kräfte verfügten. In unseren Sagen gelten Bäume, vor allem Tannen, als Aufenthaltsorte der Hexen und Zwerge. Der aus Deutschland stammende Kantonsschullehrer Ernst Ludwig Rochholz (1809 bis 1892) erwähnt in seiner Sammlung *Schweizersagen aus dem Aargau* die Geschichte einer Linde, die als Wohnstätte eines musizierenden Zwerges galt. Oft sah man den Dämon auf einem Ast sitzend Geige spielen. Als sich der Förster plötzlich an der Höhlung des Baumes zu schaffen machte, wurde ihm vom erbosten Wicht die Axt an den Kopf geworfen.

Auf manchen Obstbäumen, Weissbuchen, Birken, Erlen, Pappeln und Tannen sieht man in den Ästen manchmal eigenartige Verfilzun-



Besenreitende Hexen.
Martin Le Franc, «Le
Champion des Dames»,
1451.

gen von seltsam und abnorm gestalteten Zweigen, die sich deutlich vom gesunden Teil der Bäume unterscheiden. Das dichte Gewirr verkrüppelter Zweige nannte man Hexenbesen, welche für die Schlupfwinkel von Feen und Hexen gehalten wurden. Entfernte man die Verwachsungen oder wurde das Bäumchen zurückgeschnitten, schadete man den darin wohnenden Wesen oder tötete sie. Die Astknäuel (wie auch die Misteln und Schmarotzerpflanzen an schlecht gepflegten Obstbäumen) nennt man Hexen- oder Donnerbesen. Ein alter Aberglaube besagt, sie seien aus dem Blitz entstanden. Ebenso soll das Haus, in dessen Ofen ein Donnerbesen verbrannt wird, vom Blitz getroffen werden. Die Hexenbesen, denen das Volk derart Respekt zollte, sind nichts anderes als die Folgen einer Pilzerkrankung, die

Wucherungen verursacht, an denen der Baum oft sein Leben lang leidet.

Die Blätter und Nadeln der verkrüppelten Zweige sind auf ihrer Unterseite weiss oder bläulich gestreift, da sich hier die Sporenschläuche befinden. Von diesen erfolgt die Ansteckung der gesunden Äste. Aus den unnatürlich verfilzten Zweigen können sich keine Blüten bilden, und bei Obstbäumen ist mit empfindlichen Ertragsausfällen zu rechnen. Die Nadeln der befallenen Weisstannen, auf denen die Hexenbesen oft wie kleine Bäumchen sitzen, werden dürr und fallen im Winter ab. In dieser Jahreszeit lassen sich die braunen Hexenbesen besonders gut vom gesunden Teil des Baumes unterscheiden.

Nach Lütolf bezeichnete man die *Tannengrotzen* ebenfalls als Hexenbesen. Man verstand darunter «eine Art verkrüppelter Tännchen, namentlich solche, bei denen die Verzweigung sich dicht und besenförmig um die Spitze herumstellt».¹ Die Grotzen entstehen durch die Verbisse des Rehwildes. Die Tiere, die in harten Wintern kaum noch Futter finden, ernähren sich von den zarten Schösslingen junger Weisstannen. Im Frühjahr treibt der Ast seitlich neu aus und wird dadurch im geraden Wachstum gehemmt. Durch immer neue Seitentriebe erhält das Tännchen im Laufe weniger Jahre ein verkrüppeltes, besenartiges Aussehen. Auffällig gewachsene Tännchen trugen auch an anderen Orten zur Bildung von Sagen bei. Im Kanton Aargau glaubte man, dass sich die Hexen in Tannenwipfeln und besenförmigen Jungpflanzen aufhielten und auf ihnen ritten. Wir wissen nun, weshalb die Hexen auf Besen reitend dargestellt werden.

Der Totenbaum

Bis zur Einführung des Christentums lebten die Völker nördlich der Alpen im Einklang mit der Natur. Bei den Germanen und Kelten war sie heilig und von überirdischen Wesen beseelt, die unter dem Schutz der allmächtigen Götter standen. Mangelnder Respekt gegenüber der Schöpfung galt als Herausforderung höherer Mächte.

1 Alois Lütolf: Sagen Bräuche und Legenden aus den fünf Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Hildesheim und New York 1976 (Nachdruck der Ausgabe Luzern 1862), 225.

Im Christentum haben die Auffassungen von einer beseelten Natur keinen Platz. Christentum, Islam und Judentum sind Weltreligionen, die nur einen einzigen Gott kennen, der nicht draussen in Hainen, bei Quellen und in Pflanzen, sondern in Kirchen, Moscheen und Synagogen wohnt. Aus der Bibel wissen wir, dass sie die Glaubensboten verpflichtete, die Kultstätten der Heiden auf den Bergen, den Hügeln und unter den Bäumen zu zerstören. Die Altäre, heisst es, seien niederzureissen und die Heiligen Bäume umzuhauen. Bekannt geworden ist das Wirken des hl. Bonifatius im Dorf Geismar an der Eder. Dort verehrte das Volk eine uralte Eiche, die Thor geweiht war. Bonifatius nahm eine Axt und fällte den Baum. Aber in keiner Heiligenlegende wird erwähnt, dass dies nur unter dem Schutz eines grossen fränkischen Heeres geschehen konnte. Noch im frühen 19. Jahrhundert liess die Luzerner Regierung wegen auffälligen «Andäcteleien» unter Polizeischutz Heilige Bäume fällen, so in Zell und Dagmersellen. Gleichzeitig erhielten die beiden Gemeinden die Aufforderung, neue Verstösse unverzüglich der Polizeikammer anzuzeigen.²

Das Christentum, die neue Religion aus einem fernen und unbekannten Land, war bei den germanischen Stammesgemeinschaften mit ihrer individuellen Auffassung von einer allgegenwärtigen Götterwelt nicht willkommen. Sie widersprach der uralten Auffassung einer von den Geistern der Ahnen bewohnten Natur: Aus dem Baum stammte die Seele des Menschen und dorthin kehrte sie nach dem Tod zurück, um sich mit den Göttern zu vereinen, die menschliche Eigenschaften aufwiesen und wohl vergöttlichte Ahnen waren. In Skandinavien und in den Alpen war der Hausbaum nicht bloss Symbol des menschlichen Daseins, sondern die zum Menschen hinüberwirkende Parallelität der Lebenskräfte: Was dem Baum geschah, das geschah dem Menschen. Das Fällen heiliger Bäume galt nicht nur als Frevel an den Göttern, sondern besiegelte auch das eigene Schicksal, das mit jenem des Lebensbaumes aufs engste verknüpft war.

Bei allen indogermanischen Völkern lässt sich die kultische Verehrung des Baumes nachweisen und viele kennen Mythen, nach denen die Menschen aus Bäumen entstanden sind. In der Schweiz holte die Hebamme die kleinen Kinder aus einem bestimmten hohlen

2 Josef Zihlmann: Heilige Bäume und Orte. Hitzkirch 1985, 24.

Baum, den man den *Kindlibaum* nannte. Im Kanton Luzern kamen die Kinder aus einem morschen und hohlen Baumstrunk oder einfach «aus dem Wald», wie die Kinder der Stadt Luzern, die man sich aus dem Hergottswald kommend dachte. An anderen Orten wohnten die Ungeborenen in Höhlen oder unter bestimmten Steinen, die auch sonst als Aufenthaltsort der Elfen und Zwerge galten. In Menzingen (Kanton Zug) hat dieser Glaube eine christliche Umdeutung erfahren. Dort kamen die Kinder aus einem hohlen Baum. Als dieser gefällt wurde holte man sie aus einer Holzkiste in Maria Einsiedeln.³

Ebenso war der Baum Sitz der Totengeister, denn nach dem Hinschied kehrt die Seele des Menschen dahin zurück. Dieser Glaube, Relikt eines vorchristlichen Totenkultes, lebt in modernen Bestattungsritualen fort. Nach dem Tod wird der Mensch in einen Holzsarg gelegt, den man an manchen Orten immer noch den *Totenbaum* nennt. Der Sarg symbolisiert die Rückkehr der Lebenden in das Reich der Ahnen und Naturgeister. Bestimmte Bäume galten deswegen bis ins 19. Jahrhundert als von den Verstorbenen beseelt. Wer sich am geheiligten Holz vergriff, forderte die Geister der Ahnen heraus. In einer badischen Sage fand man ein vermisstes Kind ertrunken in einem Bach. Man sah darin das Wirken einer weissgekleideten Jungfrau mit wallenden Haaren, die oft bei den Trümmern einer nahegelegenen Burg gesehen wurde. Das Schicksal dieses weiblichen Wesens, hiess es, sei an eine dort stehende Tanne geknüpft. Dieser Baum aber war gefällt und aus seinem Holz die Wiege jenes Kindes gefertigt worden, das seinen Eltern so früh verloren ging.⁴ Der Volksglaube verhinderte aus diesem Grund das Fällen Heiliger Bäume, und wo es auf obrigkeitliche Anordnung dennoch geschah, errichtete man Bildstöcke und Kapellen, um die erzürnten Mächte zu beschwichtigen.

Die Geister der Toten, die verlorenen Seelen, die den Weg ins Jenseits nicht finden, umherirren und sich den Lebenden gegenüber bemerkbar machen, werden beschworen und in Bäume und Balken verwiesen. In Ruswil bannte ein Geistlicher die Seele eines Verstorbenen, die in dunklen Nächten regelmässig späten Heimkehrern auflauerte und sie belästigte, in einen Baum. Im isländischen Haus der Sagazeit

3 Lütolf, 550.

4 Ernst Ludwig Rochholz: *Schweizersagen aus dem Aargau*, Bände I und II. Zürich 1989 (Nachdruck der Ausgabe Aarau 1856), 90.

In Holzbalken verbannter
Geist. Landwirtschafts-
museum Burgrain.



kannte man den Hochsitzpfeiler, ein geschmückter und von den Seelen der Verstorbenen bewohnter Holzbalken, der im Ahnenkult eine wichtige Rolle spielte. Auch in unserem Volksglauben finden wir archaische Relikte vorchristlicher Totenkulte. Ruhelose Wesen bewohnen bestimmte Holzbalken oder werden in diese gebannt. In einem neuen Haus in Grossdietwil ging ein Geist um, der mit dem Bauholz eines abgebrochenen Gebäudes darin Einzug gehalten hatte. Der Leutpriester sperrte die umherirrende Seele in einen Balken. Dazu bohrte er ein Loch und verschloss die Öffnung mit einem geweihten Zapfen.⁵

5 Lütolf, 157.

Eindrücklich warnen die Volkserzählungen vor dem Frevel an Heiligen Bäumen und schildern die Folgen selbstherrlicher Übergriffe. Wer den alten Glauben missachtete oder verspottete, dem war der Tod gewiss:

«Auf der Bramegg stand noch vor einigem Jahren eine uralte mächtige Tanne. Wenn ringsumher abgeholzt wurde, sie blieb von der Axt verschont, denn vom Vater auf den Sohn vererbte sich die Warnung, diese Tanne nicht umzuhauen, weil ein Geist darin sei, und es ein Unglück absetzen würde. Steinalte Leute wollten sich erinnern, dass der Geist sei hineingebannt worden. Das konnte vor einigen Jahren der Sohn vom Vater nicht mehr glauben. Mochten die Ältern, mochten fremde Leute kummerhaft abmahnen so viel sie wollten, er hatte ausgerechnet wieviel Nutzen die grosse Tanne abwerfen werde und ihr Sturz war unbeugsam festgesetzt. Ja er spottete noch und that es zum Trotz. Er hätte es nachher nimmer gethan. So wie der Baum hinfiel, traf den, der dieses befohlen, plötzlich ein furchtbarer Schmerz im Bein und kein Kräutlein war dagegen gewachsen, er musste daran sterben.»⁶

Nachts verlassen die elbischen Wesen ihren Aufenthalt in Hecken und Baumwipfeln. Mit den ruhelosen Seelen Verstorbener schweifen sie umher und folgen unsichtbaren Wegen, die seit Menschengedenken einen bestimmten Verlauf nehmen. Mit Rauschen, Tosen und einem Geheul, demjenigen jagender Hunde ähnlich, kündigt sich der geisterhafte Zug an. Die *Wilde Jagd*, die man an anderen Orten Wuotischeer, Muotiseel oder Tüerstjagd nennt, zerschmettert unbarmherzig alles, was sich ihr entgegenstellt. Grausam ist das Schicksal der Unvorsichtigen und Spötter. Sie werden zerfetzt und müssen sich dem Gefolge anschliessen. Wenn in einer Sage aus Fischbach, Kanton Luzern, die im Wilden Heer mitreitende Nachthexe, die Sträggele, als Drohung angerufen wird und das unfolgsame Kind raubt, ist dies als Abschreckung und Warnung an die Lebenden zu verstehen. Am darauffolgenden Tag, überliefert die Sage, fanden die Leute bei der Kreuztanne, die früher in der Nähe der Liegenschaft Ober-Gretti stand, Beinchen und Haare des Kindes und einige Fetzen von seinen Kleidern. Als die Kreuztanne später gefällt wurde, floss Blut aus dem Holz. Als Zeichen der Versöhnung mit den hier wirkenden Mächten

6 Lütolf, 365.



Kreuz bei der Ober-Gretti,
Gemeinde Fischbach.

errichtete man ein steinernes Kreuz, an dem jenes Eisenkreuz angebracht wurde, das früher an der Tanne hing. Dieses Kreuz steht noch heute. Von einer besonderen Bedeutung im Volksglauben ist allerdings nichts mehr bekannt. Aber das in der Nähe stehende Wäldchen gilt immer noch als Aufenthaltsort unruhiger Seelen. Es wird erzählt, dass es in seiner Nähe mehrmals zu unliebsamen nächtlichen Begegnungen mit geisterhaften Wesen und gespenstischen schwarzen Hunden kam.

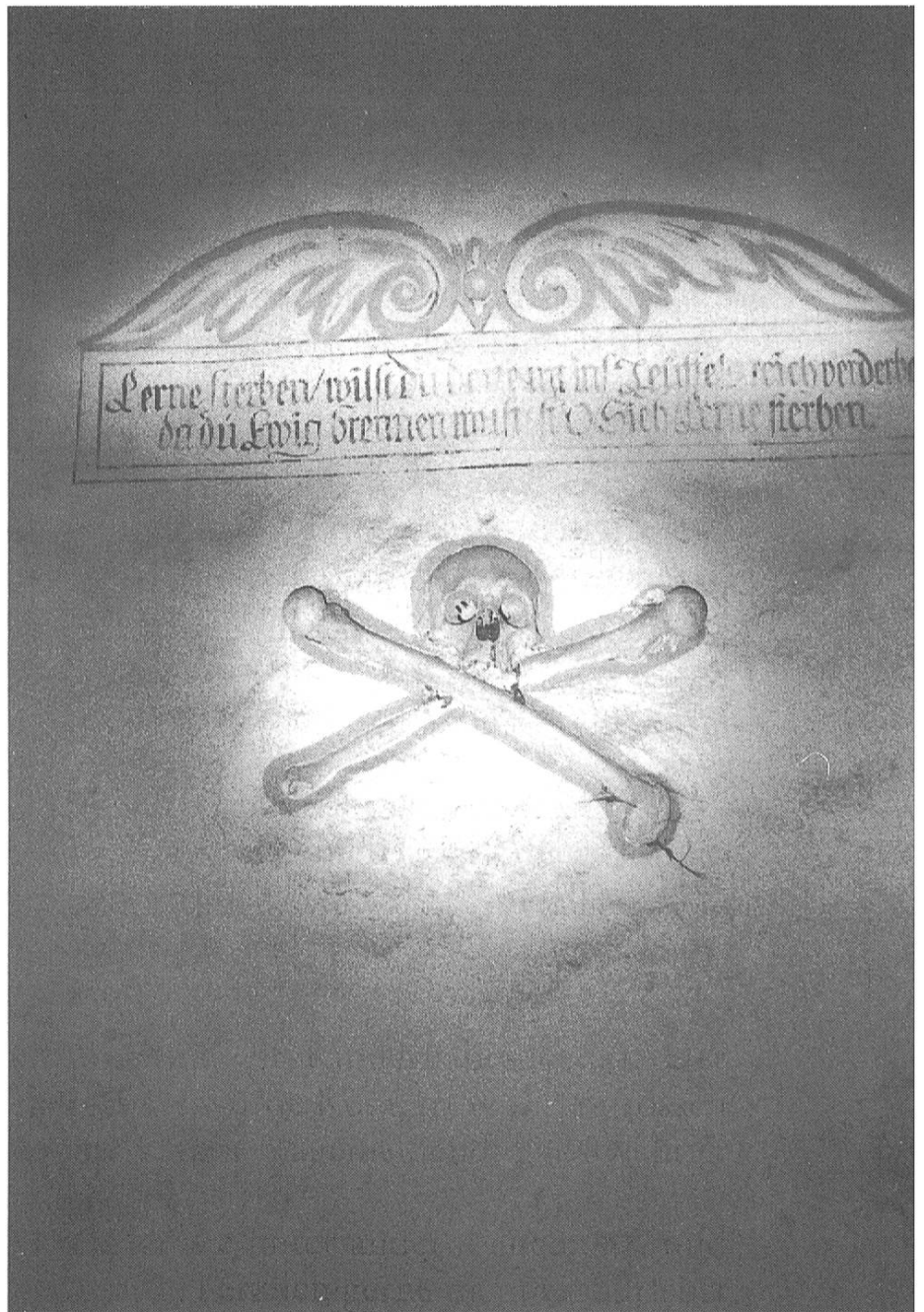
Die kindertötende Sträggele ist nicht im Zusammenhang mit einem (vielleicht sogar tatsächlich geschehenen) Verbrechen zu sehen. Vielmehr steht sie in enger Beziehung zur Reise der Seele ins Jenseits. Die Mutter, die in der Sage ihr unfolgsames Kind aus dem Fenster



«Sträggelechäppeli» bei Sempach.

streckt, liefert es nicht der Nachthexe, sondern dem Tod aus. Das gleiche Motiv liegt auch dem bekannten Märchen *Hänsel und Gretel* zugrunde. Dort lauert die Hexe den verirrtten Kindern auf, die in der unbekannten Wildnis absichtlich ihrem Schicksal, dem Tod, preisgegeben werden. Im übertragenen Sinn unternehmen die Seelen der Kinder eine Reise in eine Zwischenwelt. Sie entinnen dem Tod (der Hexe) und kehren wieder ins Leben zurück.

In ihrer ursprünglichen Bedeutung ist die Sträggele ein zwischen dem Diesseits und dem Jenseits stehendes Wesen, das die Seelen der Verstorbenen abholt und auf ihrem gefährlichen Weg ins Reich der Toten begleitet. Sie ist keine eigenständige Gestalt, sondern die Urform der späteren Hexe, der *Zaunreiterin*. In seiner ursprünglichen Bedeutung galt der Zaun nicht nur als Schutz gegen wilde Tiere, sondern auch als Bannkreis gegenüber dämonischen Mächten. Jenseits des Zaunes war der Mensch böartigen Naturgeistern ausgeliefert, sofern er nicht geeignete Vorkehrungen traf und sich der Hilfe gutartiger Wesen versicherte, die ihn durch die unbekannte Wildnis geleite-



Beinhaus von Kirchbühl
bei Sempach, 1575.

ten. Im übertragenen Sinn verlässt auch die Seele des Verstorbenen die Gemeinschaft und begibt sich in eine neue unbekannte Welt, wobei der Zaun die Schwelle zum Unbekannten, zum Tod symbolisiert. Hier werden die Seelen, die sich beizeiten mit dem Jenseits vertraut gemacht haben, erwartet und in das Reich der Toten geleitet. Die übrigen irren ruhelos umher, bis auch sie von ihrem Dasein erlöst werden. Das bekannte *Sträggelechäppeli* in Sempach ist somit im Zusammenhang mit dem Totenvolk zu sehen, das in ruhigeren Tagen hier vielleicht einmal vorbeizog. In der Kapelle brachte man Opfer dar, um die jenseitigen Wesen günstig zu stimmen. Heute noch hängen im düsteren Innern Votivgaben aus Wachs und Holz und ein vor Jahrzehnten gestiftetes Flachsknäuel, das in einer Zeit, in der diese Bräuche der

Vergessenheit anheimfallen, als «Zopf» des von der Sträggele entführten Kindes gehalten wird.

Tod, Aufenthalt in einer Zwischenwelt, Eintritt in ein neues (ewiges) Leben: Unschwer lassen sich hier die in fast allen Religionen bekannten Stationen einer spirituellen Wiedergeburt erkennen, die im Christentum in Himmel und Hölle unterteilt werden. Mit einem gottgegebenen Leben soll sich der Mensch auf das Leben nach dem Tod vorbereiten. Beschwörend mahnt eine Inschrift im 1575 geweihten Beinhaus von Kirchbühl bei Sempach:

*«Lerne sterben / wilst du dene nit ins Teüffelsreich verderben
da du Ewig brennen müstest / O Sieh / Lerne sterben.»*

Josef Zihlmann erzählt uns vom alten Brauch, am Abend den Rosenkranz und das Glaubensbekenntnis zu beten. In vielen Familien war es allgemein üblich, der persönlichen Andacht ein *Föifi* (fünf Vaterunser und Gegrüsst-seist-du-Maria) beizufügen und die hl. Barbara, die Patronin der Sterbenden, um einen guten Tod zu bitten: «Zu Ehre der heilige Sant Barbere, si wellis nid un'büchtet lo stärke ond zersch das hochheiligste Sakremänt des Altars teilhaftig lo wärde.»⁷ Entscheidend ist nicht der Tod an sich, sondern die Angst vor dem unvorbereiteten Ableben, das die ewige Ruhe der Seele erschwert, wenn nicht gar verunmöglicht.

Die Vorstellung von der Rückkehr der Seele in den Heiligen Baum und die Angst vor der Vereinigung mit dem namenlosen Heer der unerlöst jagenden Naturdämonen und Totengeister kommt in einer Sage aus dem Kanton Aargau besonders offenkundig zum Ausdruck. Während das Kind in der urtümlichen Sträggelesage aus dem luzernischen Fischbach verloren ist, kann es hier im Vertrauen auf Gott vor dem Verderben bewahrt werden: Als nämlich die Frau eines Landmannes im aargauischen Auenstein ein Kind gebar, begehrte eine fremde Frau Einlass und Nachtquartier. Anfänglich hatte man sie abgewiesen. Dann aber gab der Bauer ihrem drängenden Bitten nach und nahm sie die Nacht über bei sich auf. Als sich die Unbekannte am anderen Tag wieder auf den Weg machte, dankte sie ihrem Gastgeber,

⁷ Josef Zihlmann: Sie rufen mich beim Namen. Menschen, Bräuche, Namen in der Luzerner Landschaft. Hitzkirch 1982, 245.

wünschte dem Neugeborenen Glück und mahnte die Hausbewohner, auf dieses Kind besonders aufzupassen. Ein Traum von einer hohen Waldtanne, den sie hier in dieser Nacht gehabt habe, deute darauf hin, dass das Kind dazu bestimmt sei, sich vor dem zwanzigsten Lebensjahr zu erhängen. Das Unheil, fügte die Fremde hinzu, lasse sich abwenden, wenn sich das Kind daran gewöhne, alles im Namen Gottes zu beginnen. Die Hausleute versäumten es nicht, den Rat der alten Frau zu befolgen. Niemals hatte man das Mädchen allein fortgehen lassen, und ohne Unglück waren neunzehn Lebensjahre vorbeigegangen. Am frühen Morgen, an dem sein zwanzigster Geburtstag kam, verliessen Vater und Tochter ihr Heim. Diesen Tag wollten sie gemeinsam im Wald verbringen, damit kein unerwünschter Besuch Anlass zur schrecklichen Tat geben konnte. Draussen in der Natur war die Lebenslust der jungen Frau kaum zu zügeln. «Sieh den schönen Baum», rief sie auf eine mächtige Tanne deutend, «auf diesen will ich klettern!» Bei der Tanne zögerte sie plötzlich. «Nun kann ich es nicht mehr!» Der Vater verstand dieses Wort. Der Tag verlief ohne Unfall und die Frau war gerettet.

Das eigentliche Motiv dieser Sage ist nicht in der Suizidgefahr zu suchen, die mit dem Besteigen der Tanne verbunden gewesen wäre, sondern in der Sehnsucht der Seele, wieder in den Baum der Ahnen zurückzukehren.

Die vorchristlichen Elemente des Hexentanzes

Von Zeit zu Zeit verliessen die Elfen und Geister der Verstorbenen ihre Wohnstätten in Baumhöhlen und Tannenwipfeln, um zu feiern und zu tanzen. Bei der *Heilig Tanne*, auf halbem Weg von Entlebuch nach Wolhusen, ist ein Handwerker unverhofft Zeuge eines derartigen Reigens geworden. Von weitem sah er kleine Wesen um die Tanne tanzen und es schien ihm, als ob es Kinder wären. Als er den Platz erreichte, verschwanden die Wichte in einem Loch am Fuss des Baumes.⁸

Zahlreich sind die Orte, die als Tanzplätze der Zwerge und Elfen galten. In Deutschland spielte der Blocksberg als eigentlicher Hexen-

8 Lütolf, 364.

tanzplatz eine herausragende Rolle. In Thüringen tanzten die Hexen auf dem Horselberg bei Eisenach, und in Schweden kannte man den Blakulla. In den Prozessakten von Luzern und Sursee werden eine Alp in Escholz matt und die Prattelenmatte erwähnt. Dringt man tiefer in die Lokalgeschichte ein, lassen sich weitere Hexentanzplätze lokalisieren. Hinweise finden wir in Flurnamen und Volkserzählungen. Namen wie Tanzplatz, Spielplatz, Hexentanz oder Tanzboden sind in unserer Gegend häufig vorkommende Namen für bestimmte Wald- oder Landparzellen. Im aargauischen Seengen grenzt der Tannenwald an die Elfliwiese, und eine seiner grösseren Lücken heisst Tanzplatz.⁹ In der Nähe von Beromünster gibt es Hexentanzplätze, die man bis vor wenigen Jahrzehnten immer noch unter diesem Namen kannte. Der eine ist eine grosse Lichtung im Erlosenwald, die auf der Karte mit *Heidenrain* eingetragen ist. Ein anderer befindet sich auf der *Höchweid* oberhalb Feldenmoos bei Rickenbach.¹⁰ Inzwischen sind viele dieser einsamen Waldwiesen wieder aufgeforstet und dafür neue geschaffen worden.

Die Plätze, auf denen sich Hexen und Kobolde nächtlicherweile vergnügten, glaubte man am versengten Boden und zertretenen Gras zu erkennen. In Nidwalden erzählte man die Geschichte eines fröhlichen Geigers, der die tanzenden Wichte mit seinem Spiel erfreute:

*«Einst kam er spät in der Nacht von einer ‹Kilbe› in Wolfenschies-
sen. Da begegnete ihm Jemand, der ihn fragte, ob er zu einem Tanze
kommen wolle, um aufzuspielen. Er sagte zu – und schon befand er
sich in einem prachtvollen Saale. Da musste er einer grossen, herrlich
gekleideten Gesellschaft seine Fiedel tönen lassen. Plötzlich hörte er
von Thalwil her das Glöcklein zur Frühmesse läuten und beim ersten
Klange verschwand alles vor seinen Augen. Er aber sass mitten im
Dornengebüsch beim sog. Hexentanze über dem Kohlentobel am
Wege nach Rikenbach. Dieser Platz ist ein grosser Kreis von ganz ro-
ther Erde, der mitten aus dem grünen Alpboden absticht.
In der Walburgisnacht geht es da unter dem Hexenchore sehr bunt
her.»¹¹*

9 Rochholz I, 291.

10 Joseph Schacher: Das Hexenwesen im Kanton Luzern; nach den Prozessen von Luzern und Sursee 1400–1675. Luzern 1947, 20.

11 Lütolf, 46.



Hexenring. Mittler-Moos, Ruswil. Bild: Stefan Kölliker, Ruswil.

Auch andere Sagen geben uns Kunde von den Spuren nächtlicher Tänze, von roter und verbrannter Erde, dürrer Kreisen und dunklen Ringen, die sich an verwunschenen Plätzen um bestimmte Bäume ziehen. Es ist heute erwiesen, dass die seltsamen Ringe, von denen auch die Hexen in ihren «Geständnissen» so ausführliche Beschreibungen lieferten, mythisch umgedeutete Naturphänomene sind. Es handelt sich um Pilze, die im Spätsommer und im Herbst auf Wiesen und in Wäldern als «Hexenringe» oder «Hexenkreise» auftreten. Auch ohne Fruchtkörper (Pilze) fallen die Kreise dem Beobachter auf, da sich die Vegetation im Innern eines Hexenrings anders verhält als diejenige seiner Umgebung. Man hat den Eindruck, diese Stellen seien besonders gedüngt worden. Das Gras wächst höher und ist saftiger als es sonst der Fall ist. Im Jahre 1950 schilderte der Heimatforscher Dr. Hans Portmann, Escholz matt, seine Beobachtungen:

«Im August 1950 wurden im Emdgras, auf verschiedenen Matten um das Dorf Escholz matt herum, auffällige Grasringe beobachtet, so in der Lochweid (Peter Bucher), im Lombach (Anton Schmidiger), im

Mooshof (Franz Josef Zemp), im Schwandacher (Jos. Schacher), Rüttilwil und Ganzenbach (Jos. Vetter). Die Ringe waren oft fast zirkelrund und hatten einen Durchmesser von 1 bis 1½ Meter und eine Breite von 20 bis 25 Zentimeter. Im Ring war das Gras normal aussehend, wie auch ausserhalb desselben. Das den Ring bildende Gras war dunkelgrün und höher gewachsen. – Die Ringe traten bald mehr vereinzelt, bald gehäuft auf. Von einer Seite wurde vermutet, die Erscheinung könnte einen Zusammenhang mit den Engerlingen haben. Die Ringe wurden mit Interesse beobachtet, und es ist daher umso angezeigt, über die Ursache aufzuklären.»¹²

Die Erklärung für die «verbrannten» Kreise ist auf den Einfluss dieser Pilzarten auf die Umgebung zu suchen. In jedem Pilz reifen Tausende von winzig kleinen Sporen. Zu vergleichen sind sie mit den Samen der Blütenpflanzen. Sind die Bodenverhältnisse günstig, bildet sich daraus das Mycel, das sich im Boden kreisförmig ausbreitet. Es saugt das Bodenwasser auf und baut die Überreste von Pflanzen und Tieren ab. Damit erzeugt es beim Wachstum Stickstoff, der in der Menge, in der er hier auftritt, das Gras zum Absterben bringt. Das Gras verdirbt und wird dürr, weil die Pflanzen an Wassermangel und einem übermässigen Gehalt von Stickstoff im Boden leiden. Im Kreisinnern erholt sich die Vegetation. Die dürren Ringe heben sich vom satten Grün der Umgebung ab und es entstehen die bekannten Hexenkreise. Umgekehrt verhält es sich am Rand des Geflechtes. Hier wird vom Pilz wenig oder kein Wasser aufgesogen. Trotzdem wird in geringen Mengen Stickstoff erzeugt. In dieser Konzentration wirkt er als Dünger und begünstigt das Wachstum. Das Gras wächst dichter und bildet in der Wiese dunkelgrüne Ringe, die oft zusammen mit den dürren Kreisen eine Einheit bilden. Da sich das Pilzgeflecht kreisförmig ausbreitet, wird der Hexenkreis jedes Jahr um einiges grösser. Man weiss von riesigen Hexenringen, deren Zuwachs das Volk jahrhundertlang beobachtete.

Auf der Wiese sind im Idealfall der innere dürrer und der äussere dunkle Ring zu erkennen, weshalb in vielen Sagen abwechselungsweise von dürren und dunklen Kreisen oder in seltenen Fällen von beiden die Rede ist: «Nicht weit von Baden liegt an der Mellinger-Strasse eine

12 Josef Aregger: Hexenringe. In: Alpegruess, Beilage zum «Entlebucher Anzeiger». Schöpfheim 1951, Nr. 29.

Sägmühle; zwischen ihr und dem nächsten Berghange ist die Wiese mit den zwei sonderbaren Grasringen, die ineinander liegen und zwischen denen das Gras immer grösser und grüner steht, als innerhalb und ausserhalb ...»¹³ Im aargauischen Grossdöttingen zogen sich um eine mächtige Eiche mehrere dunkelfarbige Grasringe, die das Volk Hexenringe nannte. Man sagte, hier hätten die bösen Weiber ihren Tanzplatz gehabt.¹⁴ In der Nähe des Städtchens Laufenburg kannte man ebenfalls einen kreisrunden Platz, auf dem kein Gras wachsen wollte. Noch um 1800 sollen sich die Hexen hier zum Tanz getroffen haben.¹⁵ Daneben finden sich in den Sagen häufig «Zeugen», die an den bekannten Tanzplätzen die Hexen gesehen haben wollten:

*«Westlich am Säckenberg im Frickthale standen im Mooswalde drei grosse Eichen nahe beieinander; diese Bäume sind jetzt gefällt, allein um ihren alten Standpunkt zieht sich ein jetzt noch sichtbarer grosser Ring, der frei von Gras und Gestrüppe ist, während beides innen und aussen hier reichlich aufwächst. Er heisst Hexentanz, und man scheut sich noch hinzugehen oder gar in ihn hineinzutreten. Vielmals haben die Weidbuben, die des Nachts draussen bei dem Vieh übernachteten mussten, zugehört, wie die Hexen an den drei Eichen zusammen kamen, zechten und schmausten und dann im Kreise, eine der andern nach, um die Bäume tanzten. Besonders mussten die Buben die wunderschöne Tanzmusik rühmen. Es gab Gerichte aller Art, die auf- und abgetragen wurden, bis der Tag anbrach, dann war stets mit einemale ihre Wirthschaft zu Ende. Einstens standen zwei Burschen zusammen unter diesen Eichen, als plötzlich ein sonderbares Geräusch über ihnen losbrach. Der Eine lief davon, der Andere kletterte auf einen Baum. Von hier aus konnte er zusehen, wie der Hexenhaufe nach und nach herbeigefahren kam, tanzte und zechte. Ganz zuletzt kam noch eine Steinalte auf den Platz. Weil sie sich verspätet hatte, fielen alle zusammen über sie her und strafte sie ab.»*¹⁶

Eine Sonderstellung unter den schweizerischen Hexentanzplätzen nimmt die Prattelenmatte ein. Sie befindet sich tatsächlich in Pratteln, nämlich dort, wo heute der Sportplatz «Hexmatt» profaneren

13 Rochholz II, 122.

14 Rochholz I, 196.

15 Rochholz II, 174.

16 Rochholz II, 176.

Bewegungsspielen dient. Die Örtlichkeit gehört in der Schweiz zu den einst bekanntesten Hexentanzplätzen. Sie ist etwa vergleichbar mit dem Blocksberg im Harz, der schon in einem Beichtbuch des 15. Jahrhunderts als Hexenberg bezeichnet wurde. Von ähnlich überregionaler Bedeutung wie die Pratteler Hexenwiese war im Elsass der Bollenberg bei Ruffach und der Kandel in der Nähe von Freiburg im Breisgau, von dem «ausgerechnet» in der Walpurgisnacht 1981 2000 Kubikmeter Felsmasse abbrachen und zu Tale donnerten! Auffallend häufig ist in Luzerner Hexenprozessen von der Prattelenmatte die Rede. Anna Koller von Rüediswil gesteht 1644: «Item habe sy dry oder 4 mal ein stüeli angesalbet, daruf uf die Pratelematt geriten, alldort gessen, truncken und gedanzet, doch weder brot noch salz gehabt, habe aber niemand aldort kennen können.»¹⁷ Der Pratteler Hexentanzplatz war nach Dominik Wunderlin in der Innerschweiz derart allgemein bekannt, dass man spassweise, statt eine Frau zu fragen, ob sie hexen könne oder eine Hexe sei, fragen konnte, ob sie schon auf der Prattelenmatte gewesen sei oder wann sie dahin fahren wolle. Von den Tänzen habe man Kreise verdorrten Grases sehen können, das von den Füßen der Hexen verbrannt worden sei. Ein gewisser Jakob Sury gestand, dass er manchmal dort gewesen sei, «... da sey ein durrer baum und ein Ring darumb ...»¹⁸ Mit einem Kreis, in dessen Mitte ein Baum steht, hat ihn denn auch der Geometer Georg Friedrich Meyer 1680 auf dem Plan von MuttENZ-Pratteln eingezeichnet und dazu bemerkt: «Der vermeinte Hexendanz auf Bratteler Matten».

Adresse des Autors:

Kurt Lussi
Neuenkirchstrasse 17
6017 Ruswil

17 Schacher, 18.

18 Dominik Wunderlin: Hexen und Hexenmeister im Baselbiet. In: Info-Heft, Informationsheft der kantonalen Verwaltung Nr. 76. Liestal 1988, 8.